

1200 Jahre Oberstedten (817-2017)

Von der kleinen Siedlung am südöstlichen Fuß der Höhe zum begehrten Wohnort im Hochtaunuskreis

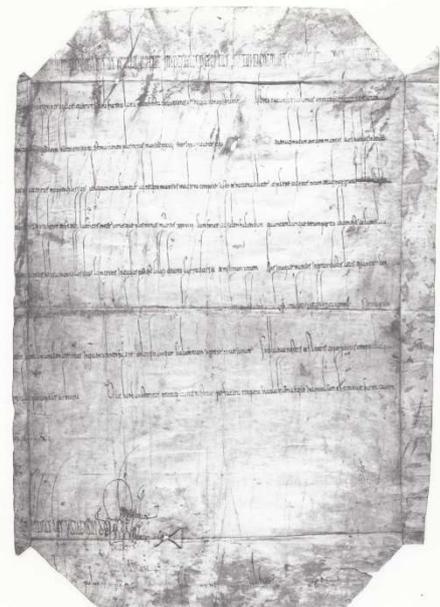
Teil 1: Von den Anfängen bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges

Von Andreas Mengel

Es ist sicherlich ein gewagtes Unterfangen, im Rahmen von zwei Vorträgen á ca. 60 Minuten mehr als 1000 Jahre einer facettenreichen Ortsgeschichte so abhandeln zu wollen, dass bei aller notwendigen Beschränkung wenigstens die zentralen Gesichtspunkte berührt werden. Es geht also vor allem um die Kunst des Weglassens. Daher habe ich mich dazu entschlossen, Ihnen meine sehr verehrten Damen und Herren, heute Abend und in zwei Wochen eine Mischung aus gedrängter Überblicksdarstellung mit durchaus größeren Zeitsprüngen und ausgewählter Einzelaspekte zu präsentieren.

In einem Homburger Stadtführer des Jahres 1864, der sich an „Fremde und Einheimische“ richtet und neben der Beschreibung der im Stadtgebiet befindlichen Sehenswürdigkeiten in separaten Abschnitten auch lohnende Ziele in Homburgs „näherer und entfernterer Umgebung“ empfiehlt, wird gesagt, dass der Namensbestandteil „-stedten“ wohl auf ein besonderes Alter der Ortschaft hinweisen könne, ansonsten scheine Oberstedten „nie bedeutend gewesen zu sein“. Der Ort sei schließlich „noch im vorigen Jahrhundert [18. Jahrhundert] in die Stadt Homburg eingepfarrt“ gewesen. Darüber hinaus erfährt man, dass die „über 900 Einwohner durchaus lutherischen Bekenntnisses“ seien und „so ziemlich alle ihren Lebensunterhalt durch mühsame Waldarbeiten verdienen“. Darüber hinaus biete der Ort „weiter nichts merkwürdiges“. Als Einkehrmöglichkeit wird die „Wirtschaft zum Homburger Hof“ genannt.

Drei Jahre nach dem Tod Kaiser Karls des Großen, der – wie kein anderer mittelalterlicher Herrscher – auch heute noch einem breiteren Publikum bekannt ist, kommt es am 4. August 817 zwischen seinem Sohn und Nachfolger, Ludwig dem Frommen (814-840), und dem Kloster Fulda zu einem schriftlich niedergelegten Tausch von Ländereien. Die in der Königs- bzw. Kaiserpfalz Ingelheim ausgestellte – im Original nur fragmentarisch erhaltene – Urkunde hat sich in Form einer hochmittelalterlichen Abschrift in einem Güterverzeichnis (Urbar) der 744 gegründeten Benediktinerabtei, den sogenannten „Traditiones Fuldenses“, erhalten. Darin ist festgeschrieben, dass der Kaiser sein Besitztum Bingenheim in der Wetterau an das genannte Kloster abgibt und dafür im Gegenzug die beiden Dörfer Harheim („Horaheim“) und Stedten („Stetdi“) im näheren Umfeld seiner Pfalz Frankfurt erhält.



Ersterwähnungsurkunde des Ortes „Stetdi“ vom 24. August 817 aus dem Stiftsarchiv Fulda – Urkundensammlung Hessisches Staatsarchiv Marburg

Allerdings haben die in solchen Urbaren häufig zu findenden ersten schriftlichen Nachweise für die Existenz eines Ortes, der dort namentlich erwähnt wird, nichts mit der realen Gründung der betreffenden Siedlung zu tun. Sie geben einfach nur mehr oder weniger zufällig Kunde von irgendeinem an jenem Ort und zu jener Zeit urkundlich festgehaltenen Vorgang, dem in der Regel schon eine sehr viel längere Ortsgeschichte vorausgegangen ist. Diese Tatsache hat jüngst den Leiter des Fachbereichs Kultur und des Kreisarchivs des Hochtaunuskreises, Gregor Maier, dazu veranlasst, sich einmal näher mit den Hintergründen der Feierlichkeiten rund um die Ortsjubiläen zu befassen und der Frage nachzugehen, was wir da eigentlich feiern. Seine erste Feststellung: „Jedenfalls nicht das tatsächliche Alter der Orte – alle sind deutlich älter als die Daten, die den Feiern zugrunde liegen.“ Nur in ganz wenigen Fällen kennen wir das genaue Gründungsjahr oder sogar -datum einer Ortschaft – nämlich dann, wenn es sich um eine planmäßige moderne Gründung handelt, wie dies zum Beispiel bei Glashütten (1685), Friedrichsdorf (1687), der Neugründung von Dornholzhausen (1699), Wilhelmsdorf (1707) oder Friedrichsthal (1815) der Fall ist. Bis auf solche wenigen Ausnahmen – so der Historiker weiter – feiert ein Ort also nicht ein bestimmtes Ereignis, sondern das schlichte Datum, unter dem seine Existenz erstmals schriftlich bezeugt ist. Darüber hinaus ist Maier vorbehaltlos zuzustimmen, wenn er den frühen Ersterwähnungen nur wenig Aussagekraft beimisst. Denn meist erfahren wir ja kaum mehr, als dass der Ort bestanden hat: Oft handelt es sich – wie im Falle des 817 genannten „stedi“ – um Besitzvermerke, in anderen Fällen um Schenkungen an Klöster. Dort ist dann zu lesen, dass ein Bauer X dem Kloster Y einen Hof, einen Acker oder eine Wiese in Z schenkt und den Mönchen als Gegenleistung auferlegt wird, das Seelenheil des Schenkenden zu sichern. Anschließend liegt das Schicksal des betreffenden Ortes dann für die folgenden Jahrhunderte wieder im Dunkeln. Erst im Spätmittelalter erlaubt es die zunehmend dichter werdende Quellenlage, eine erkenntnisorientierte Geschichte zu erzählen.

Vor- und Frühgeschichte

Die ältesten Hinweise, dass Menschen im Bereich der Gemarkung Oberstedten und der näheren Umgebung gesiedelt haben, reichen in der Tat tief in die Vergangenheit zurück, nämlich in Perioden menschlichen Wirkens, aus denen keinerlei schriftliche Zeugnisse (Quellen) existieren. Wohl aber Bodenfunde (z. B. Grabbeigaben), die im Zuge von Ausgrabungen zu Tage gefördert wurden. Die letzten systematischen archäologischen Untersuchungen hat vor über hundert Jahren der Frankfurter Baurat und Architekt Christian Ludwig Thomas (1848-1913) durchgeführt. Die dabei entdeckten Gegenstände lassen bei allen Unsicherheiten im Detail durchaus aufschlussreiche Rückschlüsse auf die gesellschaftlichen Strukturen, kulturellen Errungenschaften (Ackerbau, Viehzucht, Hausbau, Töpferei, Steinschliff) sowie technischen, künstlerischen und handwerklichen Befähigungen und Fertigkeiten der damaligen Bevölkerung zu. Es ist hier nicht der Ort, auf jeden einzelnen dieser Fundplätze näher einzugehen. Stellvertretend sei die noch heute mit bloßem Auge zu erkennende Gruppe von 17 Hügelgräbern am Waldrand zwischen dem ehemaligen „Camp King“ und der Eichwäldchen-Siedlung („Stedter Hardt“) genannt. Dabei handelt es sich um die verbliebenen Reste eines noch im frühen 18. Jahrhundert mehr als 200 Hügel umfassenden Grabhügelfeldes, das der mittleren Bronzezeit (1800-1200 v. Chr.) zugerechnet wird. Unübersehbare frühgeschichtliche Spuren zeigen sich darüber hinaus auf den dem Taunuskamm vorgelagerten Höhen in Gestalt der überkommenen

Relikte der keltischen Ringwallanlagen, denen eine überregionale Bedeutung zukommt. Das älteste Glied dieser Kette bildet der kleine Ringwall auf dem Bleibeskopf – eine Befestigung der ausgehenden Bronzezeit (9./8. Jahrhundert v. Chr.). Die mächtigen Steinwälle des knapp 800 Meter hohen Altkönigs gehören in die frühkeltische Zeit (5./4. Jahrhundert v. Chr.) und das Heidetränk-Oppidum, das sich



Der Ringwall auf dem Bleibeskopf (nach C. L. Thomas). M = 1 : 6000.

Übersichtsplan des Ringwalls auf dem Bleibeskopf



Der Bleibeskopf, 2006

über die beiden Höhenrücken „Altenhöfe“ und „Goldgrube“ westlich und östlich des Heidetränkbaches über eine Fläche von rund 130 Hektar erstreckt, erlebt seine Blütezeit im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. – also in spätkeltischer Zeit.

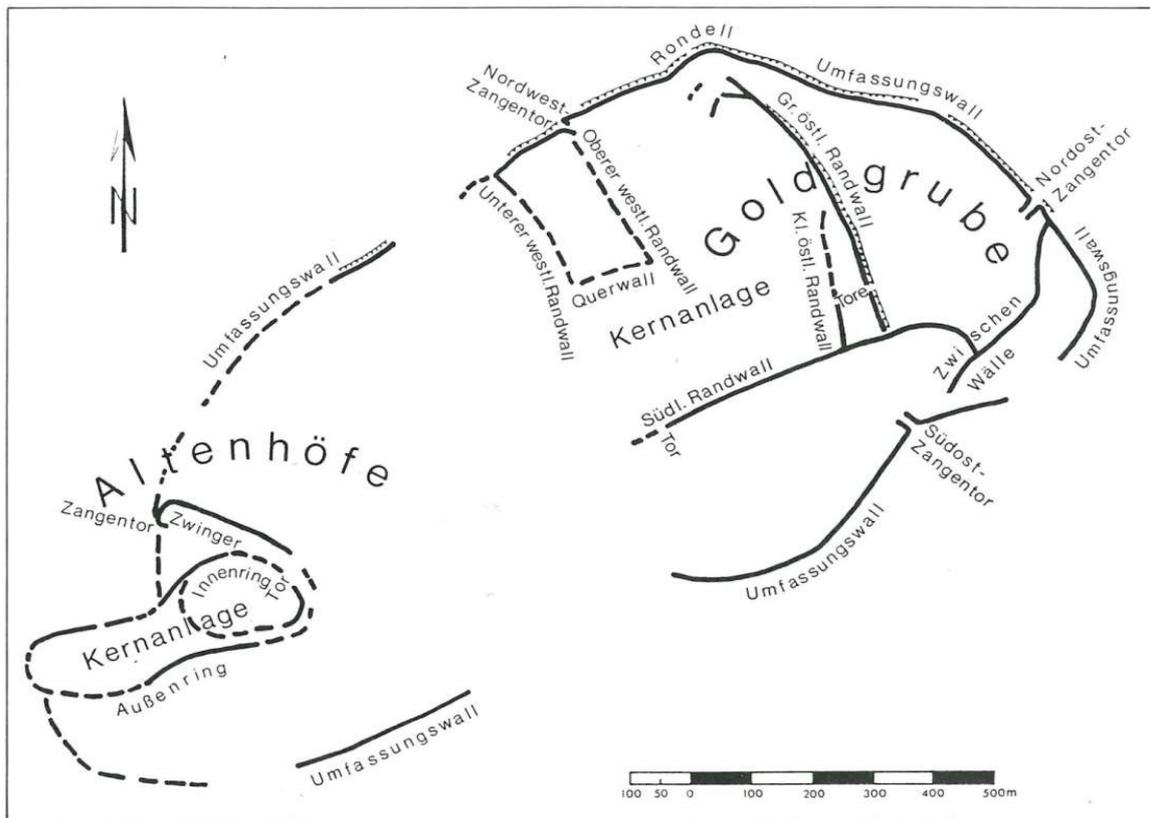


Ansichtspostkarte: „ALTKÖNIG“ vom Grosse Feldberg i. Taunus. Photograph und Verlag von F. Schilling, Hofphotograph, Königstein im Taunus. Die Karte wurde postalisch befördert am 15. März 1908.



Altkönig i. Taunus, 798 m über NN – Keltischer Ringwall. Photograph und Verlag Gg. Reinhard-Weckerling, Frankfurt am Main. Die Karte wurde postalisch befördert am 21. Februar 1923.

Obwohl diese steinernen Zeugen der Vergangenheit aus drei unterschiedlichen frühgeschichtlichen Epochen stammen, sticht eine Gemeinsamkeit ins Auge: Man siedelt nicht nur in offenen Dörfern oder Weilern (Gehöften), sondern legt auf Bergen und Höhen befestigte Plätze als weithin sichtbare Mittelpunkte der lokalen Stammesherrschaft an. Unter dem Druck germanischer Völker und durch die römische Eroberung Galliens verliert auch das „Oppidum“ oberhalb Oberursels im Verlauf des 1. vorchristlichen Jahrhunderts allmählich seine Bedeutung und wird schließlich aufgegeben.



Übersichtsplan des Heidetränk-Obidiums

Römer – Alemannen – Franken

Seit der Eroberung Galliens durch Gajus Julius Caesar (58-49 v. Chr.) bildet der Rhein die Grenze des römischen Machtbereichs. Hier beginnt das Siedlungsgebiet der Germanen, die sich im Laufe der Jahrhunderte von ihren Ursprungsgebieten in Südschweden, Dänemark, Schleswig-Holstein und Ostniedersachsen nach Westen bis ins Rhein-Main-Gebiet ausgebreitet haben. Die römisch-germanische Konfrontation nimmt ihren Ausgang im Jahr 16 v. Chr., als die Sugambren, Usipeter und Tenkterer – germanische Stämme am Niederrhein – in das linksrheinische Gallien einfallen und einem römischen Heer unter dem Legaten Marcus Lollius eine schwere Niederlage zufügen. Dieses Ereignis setzt in Rom einen Umdenkungsprozess hinsichtlich der außenpolitischen Zielvorgaben an der Nordostgrenze des Imperiums in Gang. Kann man bis dahin von einer weitgehend auf die Defensive beschränkten Politik sprechen, so ändert sich diese Einstellung nun grundlegend. Kaiser Augustus eilt persönlich nach Lyon, um die Kriegsvorbereitungen gegen das rechtsrheinische Germanien selbst zu leiten. Die Ausführungen der 12 v. Chr. beginnenden großräumigen Offensiven überlässt er dann seinen Stiefsöhnen Drusus und Tiberius. Im Vorfeld der militärischen Operationen werden entlang des Rheins mehrere zentrale Militärlager errichtet. In unserem Zusammenhang ist besonders das riesige Militärlager in Mainz (Mogontiacum) von Bedeutung, da es am Ausgangspunkt der Vormarschstraße liegt, die über Hofheim, Heddernheim (Nida) und Okarben in Richtung Friedberg führt. Im Jahr 10 v. Chr. dürfte auch die Gegend um Oberstedten erstmals in direkten Kontakt mit dem römischen Heer gekommen sein, das auf seinem Weg nach Nordhessen das Taunusvorland durchquert. Ziel des Vorstoßes ist das zwischen den heutigen Städten Fritzlar und Kassel gelegene Siedlungsgebiet der Chatten, eines germanischen Stammes, der trotz vertraglicher Abmachungen und

Verpflichtungen Rom nicht unbedingt freundschaftlich gesonnen ist und immer wieder einen Unsicherheitsfaktor darstellt. Im Gefolge der verheerenden Niederlage des römischen Feldherrn Publius Quinctilius Varus im Jahr 9 n. Chr. gegen germanische Stämme unter Führung des Cheruskers Arminius – Rom verliert in der Schlacht drei Legionen – und fortgesetzten Schwierigkeiten des römischen Heeres, seine Taktik den ungewohnten Bedingungen im bewaldeten Bergland anzupassen, lässt der mittlerweile zum Kaiser aufgestiegene Tiberius den verlustreichen Germanenkrieg abbrechen und beordert die Truppen in die Ausgangsstellungen des Jahres 16 v. Chr. an den Rhein zurück, der nun langsam die Funktion einer Grenze erhält.

Nach Überwindung einer schweren innenpolitischen Krise – einander bekämpfende Thronkandidaten ziehen nach dem Tod Kaiser Neros (68 n. Chr.) den größten Teil des Heeres von der Rheingrenze ab, was die einheimische Bevölkerung umgehend zu Aufständen gegen die römische Herrschaft ausnutzt – stoßen die Römer wieder in die Gebiete östlich des Rheins vor, um vor allem in der verlorengegangenen fruchtbaren Wetterau erneut Fuß zu fassen. Vielleicht schon im Jahr 85, spätestens aber um 90 n. Chr., kommt es unter Kaiser Domitian zur Gründung der neuen römischen Provinz Obergermanien („Germania superior“), zu deren Sicherung in den schwer zugänglichen Mittelgebirgswäldern sogenannte „limites“ (Schneisen) angelegt werden, auf denen Patrouillenwege verlaufen, die in gewissen Abständen von Holztürmen (später Steintürmen) aus überwacht werden können. Der Begriff „limes“, im lateinischen Sprachgebrauch zunächst für eine Schneise, einen Feldrain oder einen gebahnten Weg verwendet, erhält schon bald den uns geläufigen Bedeutungsinhalt „Grenze“ – und zwar in der Form einer völkerrechtlich verbindlichen Staatsgrenze. Insbesondere in der Wetterau und im Taunusvorland entstehen damals entlang des römischen Straßennetzes zahlreiche „villae rusticae“ (Gutshöfe), von denen die moderne Archäologie die meisten entdeckt und viele davon ergraben hat.

Das Ende dieser Grenzbefestigung vollzieht sich in den Jahren 259/260 n. Chr., als große Truppenkontingente von hier an die massiv bedrohte Ostgrenze des römischen Reichs abgezogen werden müssen, und der Limes deshalb nicht mehr ausreichend überwacht und verteidigt werden kann. Er wird von den Alemannen überwunden, Rom muss das rechtsrheinische Provinzgebiet aufgeben und sich wieder hinter die Rheinlinie zurückziehen.

Allerdings bleibt die alemannische Herrschaftsperiode in unserem Gebiet Episode. Zu Ausgang des 5. Jahrhunderts unterliegen sie den vom Niederrhein und von Nordostgallien her vordringenden Franken. In den darauf folgenden fünf Jahrhunderten entsteht unter der Führung der merowingischen und karolingischen Könige ein Großreich von gewaltiger territorialer Ausdehnung, das die Grundlage bildet für die politische, gesellschaftliche und kulturelle Entwicklung des Abendlandes, insbesondere Deutschlands und Frankreichs. Unter der Herrschaft der Franken kommt es nach der Taufe König Chlodwigs und einer großen Zahl seiner Gefolgsleute im Jahr 498 n. Chr. in Reims durch Bischof Remigius zur planmäßigen Missionierung, d. h. Christianisierung der Bevölkerung des Landes – einem langwierigen, Jahrhunderte währenden Prozess. Seit dem beginnenden 6. Jahrhundert scheint das gesamte südliche und mittlere Hessen – und damit auch das Taunusgebiet – fest in fränkischer Hand gewesen zu sein. Dies belegen vornehmlich Gräberfunde. Denn die sogenannte Reihengräberkultur, die sich seit dem Ende des 5. Jahrhunderts sehr schnell weit verbreitet und rund zwei Jahrhunderte Bestand hat, ist während des 6. und 7. Jahrhunderts auch in unserer Gegend archäologisch nachgewiesen. So entdeckt man

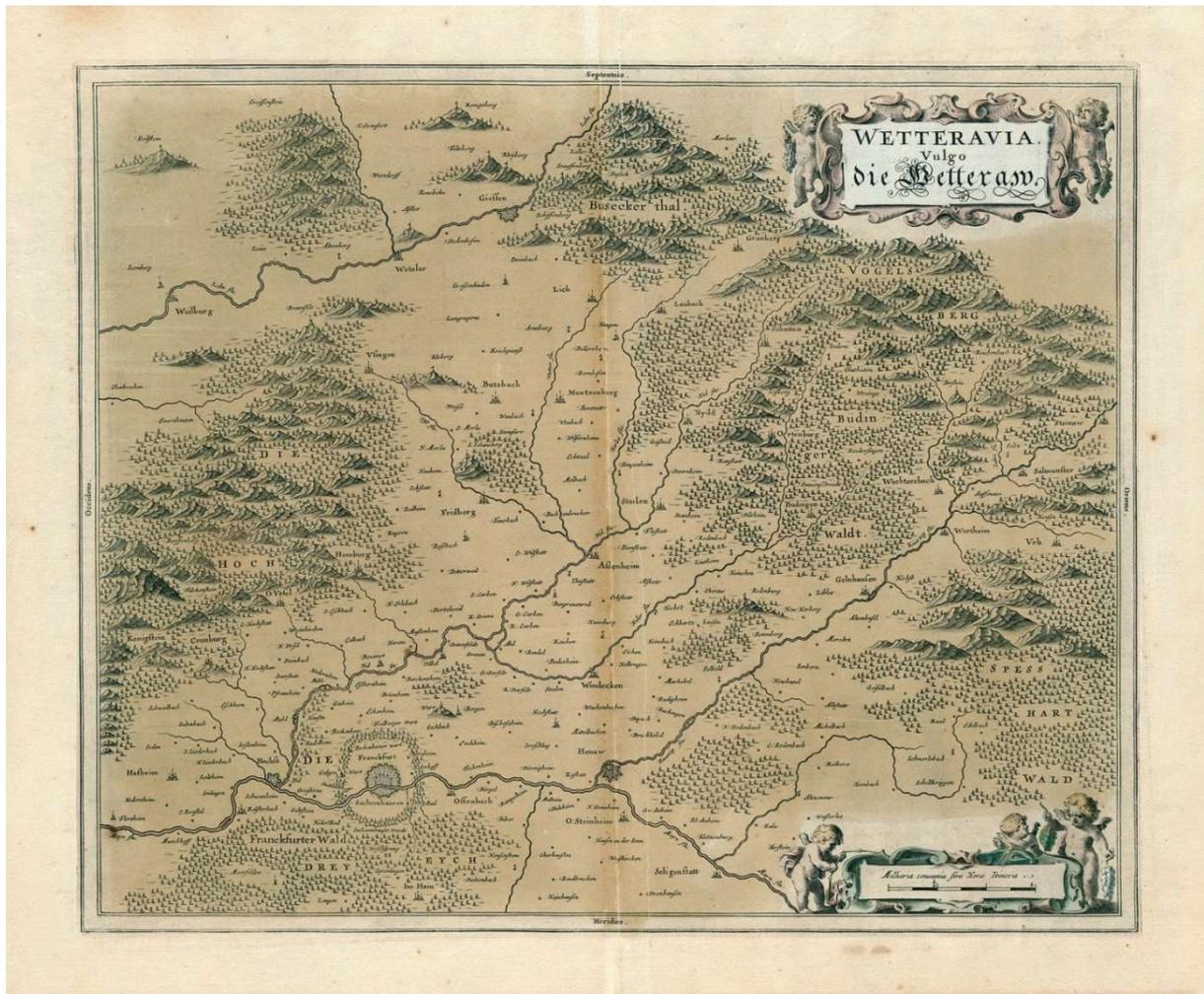
Ende des 19. Jahrhunderts im heutigen Bad Homburger Stadtteil Gonzenheim ein derartiges fränkisches Gräberfeld mit mehr als 25 Bestattungsplätzen, dessen früheste Belegung in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts datiert wird.

Die Problematik um die schriftliche Ersterwähnung

Kehren wir an dieser Stelle noch einmal zu der eingangs erwähnten Urkunde vom 4. August 817 zurück. In dem Schriftstück geht es – wie schon gesagt – um den Erwerb von Besitzungen in „Horaheim et Stetdi“ bzw. „Horheim et Stetine“ (Harheim und Stedten), wobei noch keine Unterscheidung zwischen Ober-, Mittel- und Niederstedten vorgenommen wird. Es handelt sich um beachtliche Güter im Umfang von 39 Hufen (eine Hufe entspricht rund 30 Morgen) und um eine Salzquelle, die Ludwig der Fromme vom Kloster Fulda wohl in der Absicht eintauscht, das Reichsgut um seine Pfalz Frankfurt (iuxta fiskus Frankfurt) zu vermehren. Bisläng geht die Forschung mehrheitlich davon aus, dass die genannte Quelle im Gebiet des heutigen Bad Homburger Kurparks (Salzwiesen) zu suchen und vielleicht mit einem der dort gefassten Brunnen identisch ist.

Diese erste Erwähnung einer Siedlung mit der Bezeichnung „Stetdi“ bezieht sich sehr wahrscheinlich genau so wenig auf Oberstedten wie die aus den Jahren 880 und 882 erhaltenen Urkunden König Ludwigs III., des Jüngeren (876-882) und König Karls III., des Dicken (876-887), in welchen übrigens erstmals eine Kirche bezeugt wird. Die Söhne Kaiser Ludwigs des Deutschen bestätigen darin, dass ihr Vater der Salvatorkapelle in Frankfurt – dem Vorläufer des Stiftes St. Bartholomäus bzw. des Domes – eine Reihe von Kirchen rund um Frankfurt geschenkt habe, unter anderem auch in „Steti“. Nach derzeitigem Kenntnisstand ist davon auszugehen, dass das erwähnte Reichsgut innerhalb der Gemarkung des um die Mitte des 16. Jahrhunderts untergegangenen Dorfes Niederstedten zu suchen ist, wo in der Karolingerzeit eine dem heiligen Remigius geweihte königliche Eigenkirche gestanden hat. Auf das Vorhandensein dieser frühen Kirche deuten heute noch die Flurnamen „die Kirchhofswiesen“ und „am Niederstedter Kirchhof“ westlich sowie „Taufsteinwiesen“ östlich der Urseler Straße zwischen Bad Homburg und Oberursel hin.

Der Referent – also ich – hat in den zurückliegenden Jahren mehrfach – zuletzt erst vor wenigen Monaten in einem Beitrag für die Festschrift zur 1200-Jahr-Feier Oberstedtens – die Vermutung geäußert, dass die Forschungen hinsichtlich der Interpretation der „Fuldaer Urkunde“ gegebenenfalls noch auf Kilianstädten ausgedehnt werden müssen. Denn auch der Ortsteil der Gemeinde Schöneck im Main-Kinzig-Kreis führt ursprünglich den Örtlichkeitsnamen „Steden“. Ausgangspunkt meiner Überlegungen war ein „Steden-Eintrag“ auf einer „Karte der Wetterau“ vom Anfang des 18. Jahrhunderts. Allerdings liegt derselbe bei genauerem Hinsehen nicht – wie in dem Dokument beschrieben – im Niddagau oberhalb der Nidda, sondern etwas unterhalb des Flusses in einem Bereich, der schon zur Wetterau zählt. Eingezeichnet ist der Ort mit der Bezeichnung „Steden“ zwischen den Siedlungen Niederdorfelden und Windecken. Nicht weit von dieser Stelle entfernt – zwischen Groß-Karben, Kloppenheim und Okarben – befindet sich mit dem sogenannten „Selzer-Brunnen“ ebenfalls eine alte Salzquelle, die noch heute genutzt wird.



Karte „Wetteravia Vulgo di Wetteraw“. Undatiert ca. Mitte 18. Jahrhundert.

Der Frankfurter Germanist Ernst Erich Metzner, der den Namensursprung der „-stedten-Orte“ bereits in alamannischer Zeit vermutet und die Bezeichnungen „stedt“ bzw. „Stetine“ als „bei den Stätten oder Wohnstätten“ deutet, hat sich Mitte der 1990er Jahre intensiv mit der Urkunde von 817 beschäftigt. Das Datum ist für ihn jedoch erst einmal zweitrangig, seine Gedanken kreisen um die Frage, wo genau das genannte „stedt“ einst gelegen haben könnte. Dabei kommt der Forscher, der das Problem von der sprachwissenschaftlichen Seite her angeht, zu einer völlig neuen Sicht der Dinge. In einem Artikel der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 1. Dezember 1994 wird seine These, eine zu einem unbekanntem Zeitpunkt untergegangene – bisher jedoch nicht nachweisbare – Siedlung gleichen Namens müsse nahe der Erlenbachmündung zwischen dem heutigen Bad Vilbel und dem Dorf Harheim direkt am Ufer der Nidda bestanden haben, erstmals publik gemacht. Metzners Argument: Der Preis für die beiden Dörfer Harheim und Stedten sei signifikant hoch, nämlich mehr als die doppelte Fläche an Land (87 Mansen) – noch dazu in der fruchtbaren Wetterau. Demnach müsse dem Kaiser sehr daran gelegen gewesen sein, in den Besitz dieser Ländereien zu gelangen. Den Grund für dieses in der Tat ungleiche Tauschgeschäft sieht er darin, dass Ludwig dem Frommen vornehmlich darum gegangen sei, Gelände für eine weite Aufmarschfläche seiner Truppen oder einen Heeressammelplatz nahe der Frankfurter Pfalz zu erlangen.

So lange derartige Spekulationen – und seien sie auch noch so plausibel – nicht durch fundierte Nachweise untermauert werden können, muss weiter vom bisherigen

Forschungsstand ausgegangen werden. Demnach ist das seit dem 9. Jahrhundert erwähnte Dorf „Stetine“ sehr wahrscheinlich mit dem späteren Niederstedten – dem wohl ältesten der drei „Stedten-Orte“ – identisch.

Eindeutige schriftliche Nachweise, welche die Existenz einer Siedlung mit der Bezeichnung „Oberstedten“ zweifelsfrei belegen, finden sich erst in Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts, in welchen von „Obirsteittin“ (1272), „Ober-Stedin“ (1303) und „Stedin superiori“ (1361) gesprochen wird.

Niederstedten

Nach Ansicht der Sprachwissenschaftlerin Marieluise Petran Belschner lässt das Remigius-Patrozinium der abgegangenen Kirche von Niederstedten auf ein hohes Alter der Kirche schließen.

Seit dem 9. Jahrhundert taucht das Dorf zuerst unter der Bezeichnung „Stetine“ auf.

1263 inferiori villa Steden
1341 inferiori Steden
1345 Niedernstedin
1367 Nydern Steden
1377 Niedernstedin
1499 Niddersteden

Das St. Bartholomäusstift beklagt die Kirche in Niederstedten im Jahr 1355 als verloren. Die einzige Abbildung der Remigius-Kirche und der Dorflinde von Niederstedten befindet sich auf einer „Karte vom Mittelstedter Feld“ aus der Zeit um 1587.

Das Original wird im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden aufbewahrt, ein Nachdruck liegt dem Ausstellungskatalog „1200 Jahre Oberursel“ aus dem Jahr 1991 bei. Darauf ist oben rechts die Kirche als Ruine und die Linde als ein noch junges Bäumchen dargestellt. Der Lindenbaum steht heute noch als Naturdenkmal und ist vom Sportplatz der Homburger Turngemeinde (HTG) am Niederstedter Weg aus zu erreichen.



Karte vom Mittelstedter Feld, um 1587.
Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden.



Karte vom Mittelstedter Feld, um 1587. Detailansicht Wüstung Niederstedten und Remigiuskirche.



Niederstedter Linde – Foto von Hans-Joachim Witzel, 1979



Karte vom Mittelstedter Feld, um 1587. Detailansicht Oberstedten.

Mittelstedten

In heutiger Oberurseler Gemarkung – zwischen Homburg (Platzenberg), Ober- und Niederstedten, lag im 14. Jahrhundert das Dorf Mittelstedten, das als Markort zuletzt 1401 genannt wurde. Erhalten haben sich von ihm die Flurnamen Mittelstedter Feld, Mittelstedter-Gericht und Mittelstedter-Linde.

Nennungen:

Erste Nennung 1303	mediocrem Stedin
1342	mittil Stedin
1372	Mittelstedin
1388	Mutelsteden

Schon auf der „Karte vom Mittelstedter Feld“ erscheint der Ort nicht mehr. Aber der Zeichner kennt den Platz und deutet ihn mit einem gestrichelten Kreis an, in dessen Mitte er die Aufschrift anbringt „Olim Mittelsteden“ („Einst Mittelstedten“).

Diese Karte entstand während eines Rechtsstreites, in dem der Mittelstedter Bezirk aufgrund seiner Lage zwischen dem hessischen Homburg und dem mainzischen Oberursel eine wichtige Rolle spielt. Es geht u. a. um das Fischen und Krebsen im Grenzbach und um Verletzungen der Grenze bei Viehtrieben. Auch unberechtigtes Weiden des Viehs auf den Wiesen spielt eine Rolle.



Detailansicht Wüstung Mittelstedten und Gerichtslinde.

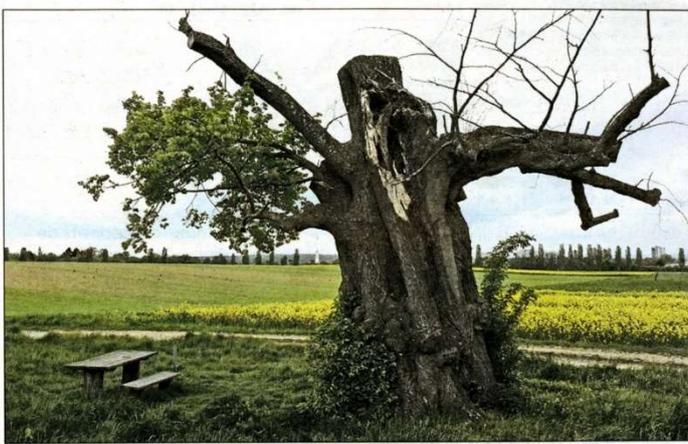
Die „Karte vom Mittelstedter Feld“ zeigt uns auch den Standort des noch Jahrhunderte nach dem Untergang des Dorfes fortbestehenden höfischen Gerichts in der Mittelstedter Gemarkung. Zwei Bäume (Linden) kennzeichnen den Platz südlich der Wüstung, am Rande des „Mittelsteder Hoffisch Feldt“, als Gerichtsort.



Übertragungskarte „Mittelstedter Feld“

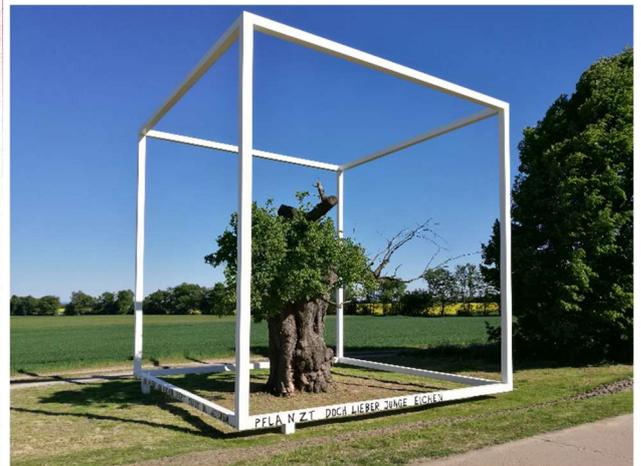


Gerichtslinde im Mittelstedter Feld in den Jahreszeiten. Aufgenommen im 1992 und 1993 von Gerd Müller



Die Meinungen darüber, was künftig rund um die alte Gerichtslinde geschehen soll, gehen auseinander.
Foto: Streicher

Aufnahme Mai 2017 von Jürgen Streicher (OberurselerWoche).



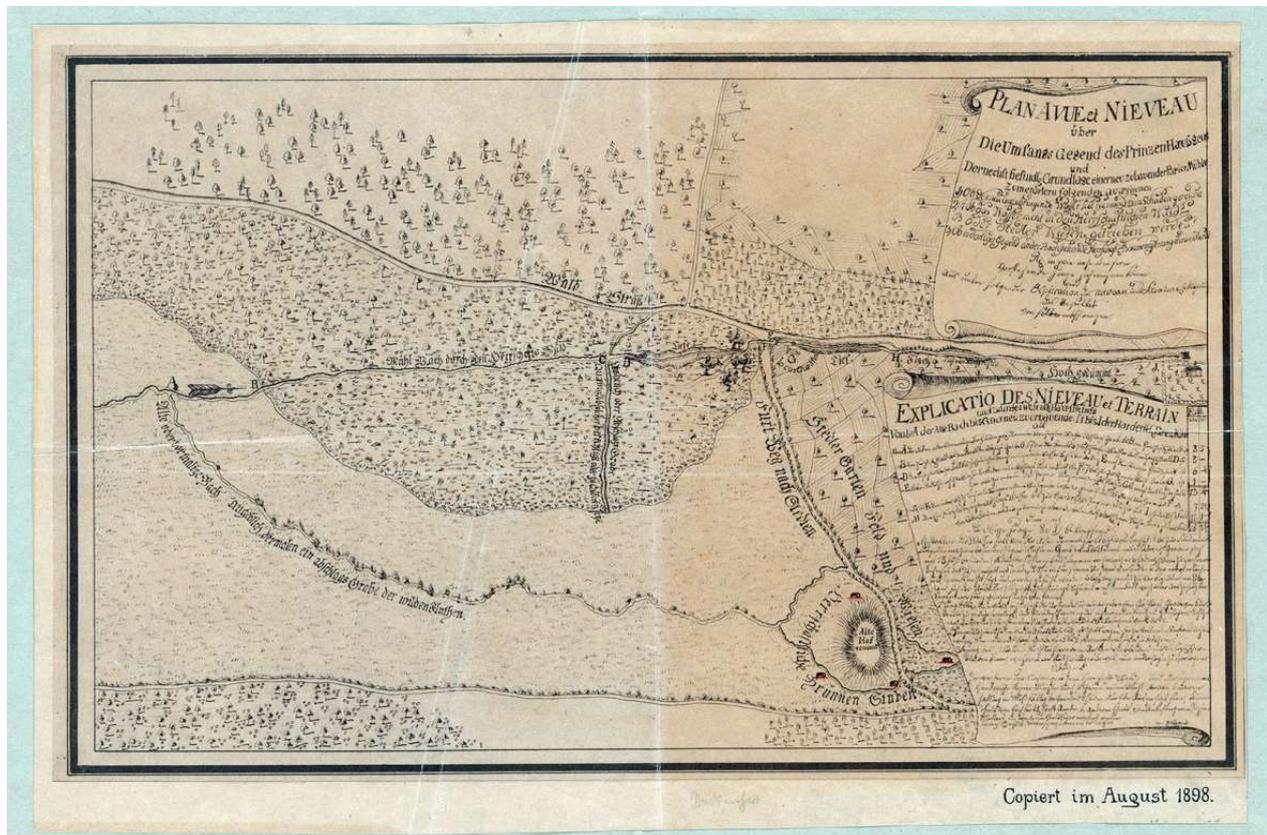
Gerichtslinde mit Rahmenumbau als Kunstobjekt. 2019 fiel sie um und vermodert seitdem in ihrem Kunstrahmen.

Wortwin von Steden-Hohenberch

In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts tritt uns in der Gestalt Wortwins von Steden-Hohenberch eine der unbekanntesten und rätselhaftesten Persönlichkeiten im Taunus und in der Wetterau zur Stauferzeit entgegen – so hat es der frühere Direktor des Hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden, Wolf-Arno Kropat, in einem Vortrag über „Die Wetterau von der Karolingerzeit bis zum Ende der Stauferzeit“ anlässlich der 1200-Jahr-Feier der Stadt Bad Homburg vor der Höhe im März 1982 formuliert. Es besteht kein Zweifel, dass diesem Wortwin damals die vor 1171 errichtete Burg oberhalb der heutigen Bad Homburger Altstadt gehört, wahrscheinlich dürfen wir ihn sogar als ihren Erbauer ansehen.

Um die Frage, ob sich sein früherer Stammsitz aufgrund der in Urkunden häufig vorkommenden Bezeichnung „von Steden und Hoinberg“ (man beachte hier die zeitüblichen Schwankungen der Schreibweise) in Oberstedten befunden hat, ist vor Jahren eine lebhafte und zum Teil kontrovers geführte Diskussion entbrannt. Die Befürworter der „Burgen-Theorie“ konzentrieren sich bei der – bislang allerdings erfolglosen – Untersuchung von mehreren denkbaren Standorten für eine solche Anlage im Bereich der Gemarkung Oberstedten in erster Linie (und sicher nicht zu

Unrecht) auf die Auswertung von alten Land- und Flurkarten und das darauf enthaltene historische Namenmaterial („Am Burggraben“, „Burgfeld“). Zudem verweisen sie auf auffällige und „verdächtige“ Geländeerscheinungen innerhalb und außerhalb der bebauten Zone, die im Rahmen verschiedener Begehungen beobachtet worden sind.



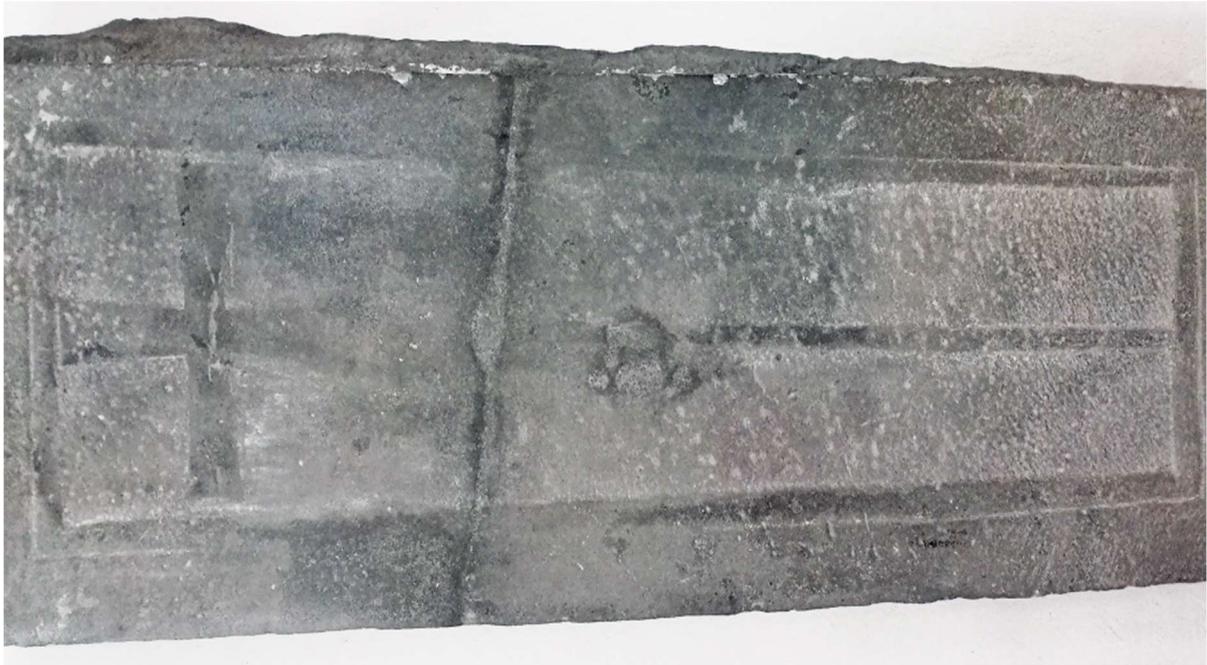
Eingezeichnetes Gelände einer früheren Motte (Hügelburg) am Furtweg im „Plan a ave et niveau über die Umfangs Gegend des Prinzen Haeusgens und der necht befindl. Grundlage einer neu zu erbauenden Papiermühle“. Um 1700, kopiert 1898.

Besonders phantasiebegabte Heimatforscher mit ausgeprägtem Lokalpatriotismus schießen aber deutlich über das Ziel hinaus, wenn sie einen kausalen Zusammenhang zwischen der Person Wortwins und der hochmittelalterlichen (spätromanischen) Grabplatte mit Vortragekreuz herzustellen versuchen, die seit einer Reihe von Jahren gut sichtbar und mit einer Erläuterungstafel versehen im Chor der evangelischen Kirche steht. Die inschrift- und wappenlose Grabplatte lässt sich zwar zweifelsfrei ins ausgehende 12. Jahrhundert datieren und dürfte die Grabstelle einer herausragenden Persönlichkeit bedeckt haben, sie jedoch ohne jeglichen Quellenbeleg einer bestimmten Person zuzuordnen, heißt, sich auf das Feld von nicht beweisbaren Spekulationen zu begeben.

Rechts neben der Platte befindet sich eine kleine Erläuterungstafel, die der Geschichts- und Kulturkreis Oberstedten am 19. Mai 1995 im Rahmen einer gemeinsamen Veranstaltung mit der Evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde hat anbringen lassen. Der Text lautet:

„Spätromanische Grabplatte mit einem Vortragekreuz, um 1200.

Einziges bedeutendes Zeugnis der frühen Ortsgeschichte von Oberstedten. Erhalten durch Zweitverwendung als Türschwelle im Chor. Es ist ungeklärt, ob ein Zusammenhang mit Wortwin von Stedten und Hohenberg (gest. vor 1200) besteht. Ihm gehörte die Burg zu Homburg.



Grabplatte, Ende 12. Jahrhundert

Naheliegender ist lediglich die Annahme, die Platte könne für das Stiftergrab der Kirche (Eigenkirche?) oder für die letzte Ruhestätte eines/einer Angehörigen der Stifterfamilie geschaffen worden sein. Diese in ost-westlicher Ausrichtung angelegte Grabstätte wäre vermutlich im Chor der um 1200 errichteten hochmittelalterlichen Kirche beziehungsweise vor ihrem Altar zu suchen. Um hier endgültige Klarheit zu gewinnen, sind aufwendige archäologische Grabungen im Bereich der heutigen evangelischen Kirche notwendig, die darüber hinaus neue Erkenntnisse über eine eventuell vorhandene ältere Vorgängerkirche erbringen können.

Festzuhalten gilt: Für die einstige Existenz einer Burg oder eines burgenähnlichen Bauwerks in Oberstedten gibt es weder schriftliche Zeugnisse, bildliche Darstellungen noch sonstige aussagekräftige Hinterlassenschaften in Form von Gebäuderesten (Fundamente, Mauerwerk) oder anderen wie auch immer gearteten Bodenfunden. Die Kreuzplatte ist insofern von besonderem Interesse, weil sie einerseits der sichtbare Beleg für eine bedeutende Bestattung in einem weiter zu fassenden Zeitraum um 1200, andererseits aber auch den bisher einzigen Anhaltspunkt für das mögliche Vorhandensein eines spätromanischen Gotteshauses an der Stelle oder in unmittelbarer Nähe der evangelischen Kirche von Oberstedten darstellt.

Wechselvolle politische und territoriale Geschichte

Politisch und territorial gehört das Dorf Oberstedten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit ununterbrochen als eines von ursprünglich sechs Amtsdörfern (außer Oberstedten sind dies Dornholzhausen, Gonzenheim, Köppern, Niederstedten und Seulberg) zum Amt Homburg und unterliegt in dieser Eigenschaft im Laufe der Jahrhunderte einer Reihe von Herrschaftswechseln. Zu einem nicht genau ermittelbaren Zeitpunkt um 1200 vollzieht sich der käufliche Erwerb der erwähnten Burg Homburg durch die Herren von Eppstein – einem der bedeutendsten und mächtigsten Grafengeschlechter zur damaligen Zeit im Taunus. Als der Stern der

eppsteinischen Dynastie im 15. Jahrhundert im Sinken begriffen ist, gelangen Burg, Stadt und Amt Homburg Anfang 1487 durch Verkauf in den Besitz der Grafen von Hanau, die den homburgischen Gebietszuwachs aber kaum zwanzig Jahre später (1504) im pfälzisch-bayerischen Erbfolgekrieg kraft kaiserlicher Verfügung an Landgraf Wilhelm II. von Hessen (1493-1509) abtreten müssen.

Während der langen Regierungszeit Landgraf Philipps des Großmütigen (1521-1567) sind Stadt und Amt Homburg fast ständig verpfändet und zwar von 1528 bis 1539 an Graf Philipp von Hanau-Münzenberg, von 1539 bis 1559 an Graf Ludwig von Stolberg-Königstein und von 1559 bis 1568 an Friedrich von Reifenberg. Ein Jahr nach dem Tode Landgraf Philipps (1568) teilen seine vier Söhne die Landgrafschaft Hessen im Rahmen eines erblichen Brüdervergleichs unter sich auf und gründen vier selbständige Herrschaften: Landgrafschaft Hessen-Kassel (Niederhessen), Landgrafschaft Hessen-Marburg (Oberhessen), Landgrafschaft Hessen-Rheinfels (Niedergrafschaft Katzenelnbogen) und Landgrafschaft Hessen-Darmstadt (Obergrafschaft Katzenelnbogen). Das Amt Homburg – und damit auch Oberstedten – wird dabei Landgraf Philipp dem Jüngeren von Hessen-Rheinfels (1567-1583) zugesprochen. Die Linie Hessen-Rheinfels stirbt jedoch mit dem frühen Tod Philipps des Jüngeren schon 1583 im Mannesstamm aus, ihr territorialer Besitzstand wird der Bruderlinie Hessen-Darmstadt zugeschlagen.

Im Juli 1622 tritt Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt (1596-1626) das Amt Homburg als selbständige Landgrafschaft an seinen jüngsten Bruder Friedrich ab, der damit als Friedrich I. (1622-1638) die Reihe der Landgrafen zu Hessen-Homburg eröffnet. Hintergrund dieser Maßnahme: Seit dem Tod Landgraf Georgs von Hessen-Darmstadt (1596) erhält der älteste der Söhne die Alleinregierung über die Landgrafschaft zugesprochen, ist aber verpflichtet, die jüngeren Brüder mit jährlich 20.000 Gulden abzufinden und ihnen freien Aufenthalt am Hof in Darmstadt zu gewähren. Diese Regelung besteht, bis der Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges die Zahlung der Unterhaltsgelder immer schwieriger und schließlich unmöglich macht. Die beiden Brüder Ludwigs V. müssen mit eigenen Herrschaften abgefunden werden – eine davon ist Hessen-Homburg. Während der nächsten knapp 250 Jahre sind die Oberstedter also Untertanen der Homburger Landgrafen und bekommen es dieser Epoche mit insgesamt zwölf Regenten zu tun.

Infolge des kinderlosen Todes von Landgraf Ferdinand von Hessen-Homburg (1848-1866) im März 1866 fällt der seit der Wiener Schlussakte von 1815 souveräne Kleinstaat vertragsgemäß an das Großherzogtum Hessen-Darmstadt zurück, das den gerade gewonnenen Besitz noch im selben Jahr nach Ende des preußisch-österreichischen Krieges an das Königreich Preußen abtreten muß. Im darauffolgenden Jahr kommt es im Zuge der Neuorganisation der Verwaltungsbehörden in den von Preußen annektierten Gebieten zur Bildung des Regierungsbezirks Wiesbaden – die Landgemeinde Oberstedten ist nun eines von 82 selbständigen Gemeinwesen im neu geschaffenen Obertaunuskreis.

Dieser besteht – seit 1885 in reduziertem Umfang – bis 1972. In diesem Jahr werden die Kreise Obertaunus und Usingen im Rahmen einer groß angelegten kommunalen Gebietsreform der hessischen Landesregierung zusammengelegt, es entsteht der neue Hochtaunuskreis mit der Kreisstadt Bad Homburg. Neben der Reduzierung der Landkreise beinhaltet dieses umfangreiche Reformpaket noch die Zielvorgabe, die Zahl der politischen Gemeinden in Hessen zu verringern. Davon direkt betroffen ist auch das bis dahin selbständige Dorf Oberstedten, das als Folge der einschneidenden

Umstrukturierungen seine Eigenständigkeit verliert und nach zum Teil sehr emotional geführten Diskussionen – sowohl auf der Ebene der Gemeindevertretung wie auch innerhalb der in unterschiedliche Lager gespaltenen Bürgerschaft – am 1. April 1972 in die Stadt Oberursel (Taunus) eingegliedert wird.

Die demographische Entwicklung / Bevölkerungssituation

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts leben der Überlieferung zufolge im gesamten Amt Homburg – also in der Stadt Homburg und in den Amtsdörfern Dornholzhausen, Gonzenheim, Köppern, Niederstedten, Oberstedten und Seulberg – etwa 1000 Menschen. Wie viele sich damals in Oberstedten niedergelassen haben, ist nicht bekannt. Eine bemerkenswerte Zahl ist aus dem Jahr 1635 auf uns gekommen. Mitten im Dreißigjährigen Krieg bricht zu allem Überfluß auch noch die Pest aus und rafft mehr als die Hälfte der Einheimischen dahin. Von der ohnehin auf 72 Seelen zusammengeschmolzenen Einwohnerschaft fallen 37 Personen der Seuche zum Opfer. Im Verlauf der nächsten rund hundert Jahre ist dann ein kontinuierlicher Anstieg der Zahlen zu beobachten: 1748 registriert man hier schon wieder 418 Bewohner, 1767 sind es bereits 470. Bei Gründung des Obertaunuskreises (1867) leben in Oberstedten 826 gemeldete Einwohner; gut ein halbes Jahrhundert später (1925) hat sich diese Zahl mehr als verdoppelt und beträgt 1711.

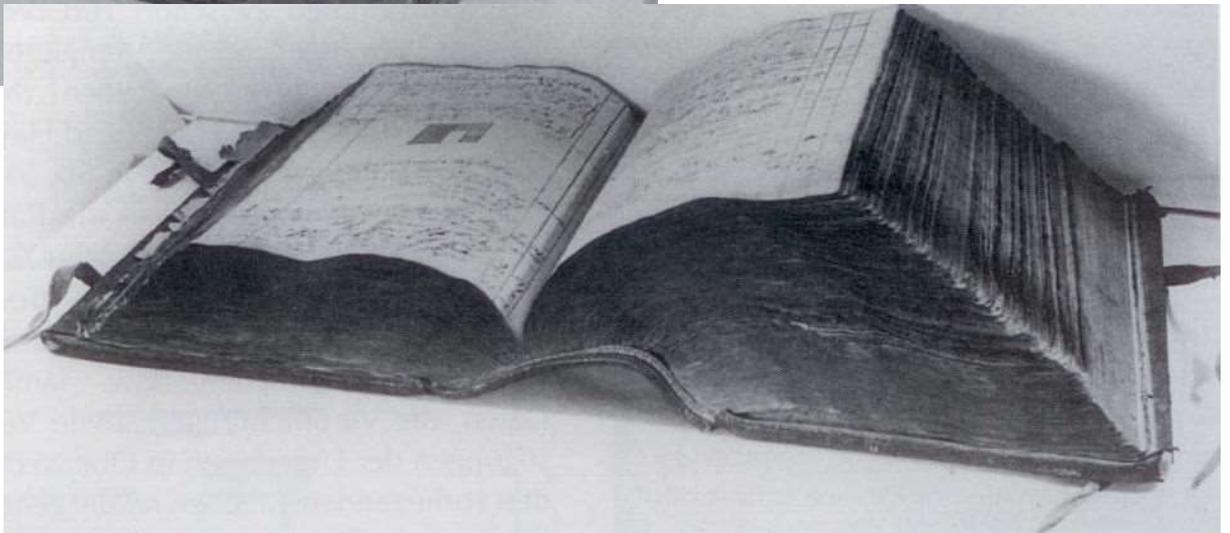
Vor allem wegen der Produktions-Verlagerung der Motorenfabrik Oberursel, wo viele Oberstedtener beschäftigt sind, nach Köln sinkt die Einwohnerzahl im Jahr 1930 auf 1592 ab, um dann in den Folgejahren – von geringen Schwankungen abgesehen – stetig zu klettern. Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs liegt man wieder bei 1650 Ortsbürgern, nach dem Ende des verheerenden Krieges überschreiten die Zahlen aufgrund der Aufnahme von sogenannten „Ausgebombten“ und durch die Ansiedlung von zahlreichen Vertriebenen-Familien aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten die Marke von 2000 Einwohnern. Nachstehend nun ein kurzer Blick in die Einwohnerstatistik Oberstedtens seit 1945: 1946 (2150), 1950 (2405), 1955 (2350), 1961 (3266), 1964 (ca. 3500), 1967 (ca. 3800), 1970 (ca. 4400). Wenige Monate vor der Eingemeindung in die Stadt Oberursel (31.12.1971) wohnen in Oberstedten 4657 Personen. Aktuell haben rund 6600 Menschen den am südöstlichen Fuße des Taunus gelegenen Stadtteil Oberstedten zu ihrem Wohnort bestimmt.

Einen Einblick in die Abhängigkeits- und Besitzverhältnisse in Oberstedten gegen Ende des 16. Jahrhunderts gewährt das homburgische „Salbuch de 1580“.

Dies ist sozusagen ein amtliches Generalverzeichnis aller Besitzungen und Ansprüche des Landesherrn einerseits sowie aller Verpflichtungen seiner dortigen Untertanen andererseits. Das „Salbuch“ beschreibt Oberstedten als ein „eigen“ (leibeigenes) Dorf des gnädigen „Fürsten und Herren zu Hessen“, das in sämtlichen Angelegenheiten der Gemeinde in Homburg vorstellig werden muss. Oberstedten hat einen Anteil an der Hohen Mark. Bevollmächtigter Mittelman zwischen Obrigkeit und Einwohnern ist der Schultheiß, der „gemeiniglich“ auch Waldschreier bei den Märkerdingen ist. Der Schultheiß muss „zugleich auch Glöckner seyn und in der Kirchen dem Pfarrherrn singen helfen und dergleichen“.



Schatzungsbuch der Gemeinde Oberstedten aus dem Jahr 1767 in geschlossenem und aufgeschlagenem Zustand.



Blick in das kirchliche Leben

Im Jahr 1229 begegnet uns der erste namentlich bekannte Pfarrer der Kirche St. Niklas von Oberstedten (dies ist die einzige dem Autor bekannte Nennung des mittelalterlichen Kirchennamens) in einer Urkunde des 1123 durch Graf Gottfried von Kappenberg gegründeten Prämonstratenserklosters Ilbenstadt, das bereits zu diesem Zeitpunkt das Patronatsrecht über die Kirche von Oberstedten und ihre Filiale Homburg ausübt. Es ist ein „Fridericus capellanus in Steden“, der als Zeuge bei einem Mühlenverkauf genannt wird.

Die selbständige Pfarrei von Oberstedten gehört damals zur Erzdiözese Mainz und untersteht innerhalb des Landkapitels (Dekanats) Eschborn der geistlichen Aufsicht des Propstes (Archidiakons) des Stifts St. Peter zu Mainz.

Von besonderem Interesse für die lokale Kirchengeschichte ist eine Urkunde des Klosters Ilbenstadt aus dem Jahr 1423. Auf ein entsprechendes Bittgesuch der Stadt Homburg hin, das von dem Ritter Johannes Brendel und dessen Gemahlin Anna nachdrücklich unterstützt wird, erlaubt Erzbischof Konrad von Mainz (1419-1434) den Homburger Einwohnern am 20. Mai 1423, ihre Neugeborenen in der Kapelle zu

Homburg taufen zu lassen, weil – so die angeführten Befürchtungen der Bittsteller – „der Weg nach der Oberstedter Pfarrkirche bei Witterungsunbilden, zumal im Winter, gefahrbringend sei und den Tod von Täuflingen vor der Taufe verursachen könne“. Der Erzbischof läßt in der Urkunde aber keinen Zweifel daran aufkommen, daß das Taufrecht, das zu den vornehmsten Pfarrechten überhaupt zählt, bei der Mutterkirche in Oberstedten verbleiben soll und nur „durch den rector der Pfarrkirche oder einen von diesem rechtmäßig bestellten Priester“ ausgeübt werden darf. Bei diesem Dokument handelt es sich um den ersten quellenmäßig belegbaren Nachweis dafür, dass der Homburger Kirche, die zu diesem Zeitpunkt ganz offenbar keine Pfarreirechte besitzt, lediglich der Status einer Tochter- beziehungsweise Filialkirche der „parochia ecclesia in superiori Steden“ – also der Pfarrkirche zu Oberstedten – zukommt.

Wie in den übrigen Orten des Amtes Homburg wird im Jahr 1526 auch in Oberstedten die evangelische Lehre (Reformation) eingeführt, ohne daß es dabei zu nennenswerten negativen Begleiterscheinungen kommt. Der Glaubenswechsel scheint sich weitgehend friedlich vollzogen zu haben, die Quellen jedenfalls schweigen sich über etwa zu vermutende gewalttätige Auseinandersetzungen beharrlich aus. Schon bald nach Einführung der lutherischen Lehre muß der bis dahin bedeutende Kirchen-Standort Oberstedten in seiner Funktion als Sitz einer Hauptpfarrkirche (Mutterkirche) einen empfindlichen Rückschlag hinsichtlich seiner privilegierten Stellung innerhalb des regionalen Pfarreinetzes und der damit verbundenen Pfarrechte hinnehmen. Wir haben oben gesehen, dass die Oberstedter Kirche damals die Mutterkirche des zu diesem Zeitpunkt schon lange mit Stadtrechten ausgestatteten Homburg ist. Zu einem nicht genau bestimmbar Datum im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts tritt in diesem Verhältnis eine grundlegende Veränderung ein. Während die Filialkirche Homburg zur selbständigen Pfarrei aufsteigt, verliert Oberstedten seine diesbezügliche Eigenständigkeit und wird nun seinerseits mit der Pfarrei Homburg vor der Höhe verbunden und von dort aus kirchlich bzw. seelsorgerisch betreut. Über die Hintergründe dieses gravierenden kirchenpolitischen Ereignisses kann nur spekuliert werden und es bleibt zu konstatieren, daß annähernd 250 Jahre verstreichen werden, bis im Jahr 1786 die Wiedererrichtung der Pfarrei Oberstedten mit eigenem Pfarrer nach vielen ergebnislosen Bemühungen gelingen wird.

Zu Beginn der 20er Jahre des 17. Jahrhunderts erfassen die Wirren des Dreißigjährigen Krieges unsere Gegend. In den ersten Junitagen 1622 suchen die Truppen des Herzogs Christian von Braunschweig (1599-1626) das Territorium der gerade gegründeten Landgrafschaft Hessen-Homburg heim. In dem kleinen Amtsdorf Oberstedten sind zwei Tage lang etwa 200 Söldner einquartiert, die nach ihrem Abzug eine Spur der Verwüstung hinterlassen. Von den Zerstörungen und Plünderungen der verrohten, zügellosen Soldateska des Braunschweigers bleibt selbst die Dorfkirche nicht verschont – zu beklagen sind der Verlust des Kelches und mutwillig zertrümmerte Kirchenstühle. Überhaupt müssen Oberstedtens Einwohner in diesen bedrückenden Kriegsjahren einen kaum noch überschaubaren Wechsel von Heimsuchungen durch Soldaten aus den verschiedensten Ländern ertragen, wobei es für die ins Elend gestürzten Menschen letzten Endes völlig belanglos ist, welcher Kriegspartei die Heere angehören, die sich gerade in der Nähe aufhalten. Denn die von ihnen verursachten Belastungen und Beschwerden, denen die Landbevölkerung mehr oder weniger hilflos ausgesetzt ist, sind stets dieselben: ungezügelter Vandalismus, Raub und Plünderungen, Mißhandlungen und Demütigungen, Verschuldung und Verelendung, Seuchen. Noch vor Ende des langen Krieges richten die Dorfbewohner in den Jahren 1643/44 ihre arg in Mitleidenschaft gezogene Kirche notdürftig wieder

auf. Die Landesherrschaft unterstützt die Gemeinde hierbei dadurch, daß sie in den hessen-homburgischen und hessen-darmstädtischen Landesteilen eine für diesen Zweck bestimmte Kollekte bewilligt, die jedoch nicht besonders üppig – um nicht zu sagen dürftig – ausfällt.

Trotz immer wieder vorgenommener Instandsetzungs- und Renovierungsmaßnahmen gleicht das Oberstedter Kirchengebäude um 1700 einer Ruine. In dieser Situation entschließt sich die Gemeinde zum Abbruch des baufälligen Gotteshauses, um auf den alten Fundamenten einen Neubau zu errichten. Zu Anfang des Jahres 1706 wendet man sich in dieser Angelegenheit an Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg (1680-1708) und sucht um Zustimmung für das Vorhaben nach, die rasch gewährt wird. Aufgrund nicht vorhersehbarer Schwierigkeiten, aber auch infolge von „hausgemachten“ Problemen, zieht sich die Bauzeit unverhältnismäßig in die Länge, so daß die neue Kirche erst 1715 vollendet und eingeweiht werden kann. Zunächst hat es jedoch den Anschein, als könne das Projekt ohne größere Komplikationen seiner Verwirklichung entgegensehen. Die Maurerarbeiten, die von auswärtigen Baumeistern ausgeführt werden, schreiten zügig voran und sind bereits im September 1706 abgeschlossen. So weit, so gut. Ein Sachverständiger, den der Homburger Oberpfarrer Georg Peter Winter (1695-1742) aus Friedberg hat kommen lassen, weist den Handwerkern allerdings grobe Verstöße gegen die vertraglich geregelten Bauleistungen und zum Teil sogar betrügerische Machenschaften nach. Im Zuge seiner Untersuchungen stellt sich heraus, daß die Fundamente nicht tief genug in die Erde eingelassen worden sind und eine Überprüfung der Mauerstärke fördert zu Tage, daß deren Durchmesser eine entgegen den Vertragsbestimmungen geringere Stärke beträgt. Die auf diese Weise erzielten Material-Einsparungen an Steinen, Kalk und Mörtel hat der Kalbacher Meister dabei geflissentlich verschwiegen und „geschäftstüchtig“ in seine Endabrechnung miteinfließen lassen. Gegen eine von Landgraf Friedrich II. daraufhin persönlich angeordnete Lohnkürzung strengt der ertappte Baumeister eine erfolglose Klage an und muß letztendlich verschiedene Nachbesserungen vornehmen. Darüber hinaus leisten sich Teile der Einwohnerschaft der Gemeinde einen mit großer Heftigkeit ausgetragenen „Glockenstreit“, in dessen Verlauf die Ebene der sachlichen Diskussion zeitweilig ganz verlassen wird – die zeitgenössischen Berichte sprechen von üblen gegenseitigen Beschimpfungen und sogar Handgreiflichkeiten. Hintergrund des Disputs: Während die eine Partei den ordnungsgemäßen Ausbau der Kirche vorangetrieben sehen möchte, verfolgt die andere trotz offenkundiger Geldmittelknappheit unbeirrt das Ziel, das in den zurückliegenden Kriegsjahren sehr in Mitleidenschaft gezogene Geläut der Kirche durch den zeitnahen Ankauf neuer Glocken zu ersetzen. Die „Glockenpartei“ trägt am Ende zwar den Sieg davon, wie der Kauf von drei Glocken im September 1708 zeigt (die kleinste von ihnen nimmt noch heute ihren Platz im Kirchturm ein), doch wird schnell klar, daß damit der finanzielle Rahmen vorerst ausgeschöpft bzw. überschritten ist und eine weitere Verzögerung des ohnehin verschuldeten Kirchenneubaus in Kauf genommen werden muß.

Mit der Wiedererrichtung der selbständigen Pfarrei Oberstedten und der Ernennung eines eigenen Pfarrers im Jahr 1786 obliegt es der Gemeinde, ein taugliches Pfarrhaus bereitzustellen. Das alte hat man im Dreißigjährigen Krieg veräußert, um mit dem erlösten Verkaufspreis Kriegsschulden zu begleichen. In Anbetracht der angespannten Finanzlage wird ein Neubau nicht ernstlich in Erwägung gezogen, sondern die Gemeinde erwirbt ein unweit der Kirche stehendes Wohnhaus, welches in den folgenden hundert Jahren nacheinander neun Pfarrer und deren

Familienmitglieder beherbergt. In dem um 1700 erbauten Gebäude ist in späterer Zeit dann für knapp vier Jahrzehnte die örtliche Bürgermeisterei untergebracht (1913-1942). Nach dem Abbruch des Hauses Ende 1974 errichtet die Freiwillige Feuerwehr im darauffolgenden Jahr auf dem Areal einen Erweiterungsbau für das auf dem Nachbargrundstück stehende Gerätehaus, das die Wehr nun – im 100. Jahr ihres Bestehens – aufgrund der sehr beengten und nicht weiter ausbaufähigen Räumlichkeiten endgültig zugunsten des lang ersehnten neuen Standorts an der Niederstedter Straße aufgegeben hat.



Kirche zu Oberstedten.

Erbaut im Jahre 1706 auf der Stelle und aus den Überresten der älteren Kirche, die einige Jahre vorher wegen Baufälligkeit niedergelegt werden mußte.
Die Orgel stammt aus dem Jahre 1757.

Evangelische Kirche zu Oberstedten. Postalisch befördert 1909.

Seit Beginn der 1880er Jahre sehen sich die kirchlichen und zivilen Gemeindeorgane (Kirchenvorstand und Gemeindevertretung) mit der sogenannten „Pfarrhausbaufrage“ konfrontiert. Das beinahe 200 Jahre alte Domizil der Oberstedter Pfarrer präsentiert sich damals in einem baulich heruntergekommenen Zustand, hinsichtlich seiner Erhaltung besteht akuter Handlungsbedarf. Da sich die verantwortlichen Entscheidungsträger aber nicht darauf verständigen können, ob das sanierungsbedürftige Gebäude von Grund auf zu renovieren, abzureißen und auf demselben Grundstück wieder aufzubauen oder an anderer Stelle ein Neubau zu errichten sei, beendet der seinerzeitige Pfarrer Franz Schlag die festgefahrenen Verhandlungen abrupt, indem er zu Anfang des Jahres 1888 kurzerhand ein eigenes Haus erwirbt, in welchem der kinderlose Seelsorger gemeinsam mit seiner Ehefrau bis zum Ende seiner langen Amtszeit (1907) wohnen wird. Den Gemeindevätern scheint die Entscheidung des resoluten Geistlichen durchaus in die Karten gespielt zu haben, jedenfalls stellt die Gemeindevertretung ihre ohnehin nur zaghaften Bemühungen, den Bau eines neuen Pfarrhauses zu forcieren, danach völlig ein und macht lange Jahre keine Anstalten, an diesem für die Gemeindekasse ungemein kostengünstigen Status quo etwas zu verändern.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1907 rückt die noch immer offene „Pfarrhausbaufrage“ nach der Pensionierung und dem Wegzug Pfarrer Schlags und der Amtsübernahme

durch den jungen Pfarrvikar Friedrich Richard Rohr über Nacht wieder massiv in die erste Reihe der zu lösenden Gemeindeaufgaben vor. Den Mitgliedern der Gemeindevertretung und vermutlich auch den meisten Angehörigen des Kirchenvorstandes dürfte es aber zunächst einmal die Sprache verschlagen haben angesichts der plötzlich im Raum stehenden kirchenbaulichen Gedankenspiele und Visionen Rohrs. Denn dem angehenden Pfarrer schweben in dieser leidigen Angelegenheit ganz augenscheinlich viel weiterreichende Ziele vor als die bloße Beschaffung einer geeigneten Pfarrwohnung bzw. die Errichtung eines neuen Pfarrhauses. Kaum ein Jahr im Amt, verfaßt Rohr im Oktober 1908 einen ebenso ausführlichen wie eindringlichen „Bericht über die kirchliche Lage der Gemeinde Oberstedten bei Bad Homburg vor der Höhe“, in welchem er ein düsteres Bild von den sozialen Verhältnissen sowie den kirchlich-religiösen Zuständen einer der „ältesten Gemeinden der ehemaligen Landgrafschaft Hessen-Homburg“ zeichnet. Darin heißt es unter anderem:

„Die Gemeinde besteht fast ausschließlich aus Tagelöhnern, die im Sommer durch Grundarbeiten, im Winter durch Holzfällen im Taunus mühsam ihr Brot verdienen, oder aus Fabrikarbeitern, die meist in Oberursel, Homburg und Frankfurt beschäftigt sind. Größere industrielle Anlagen fehlen uns völlig; einen Bauernstand kann die kleine Gemarkung auch nicht ernähren. Daß dabei die Steuerkraft der Gemeinde nicht groß sein kann, ist begreiflich. [...] Unsere Schule erfordert gegenwärtig einen Zuschuß von der Gemeinde im Betrage von jährlich 6.292,82 M. Königliche Regierung hat nach örtlicher Besichtigung den Bau von mindestens drei Lehrerwohnungen verfügt. Der von der Bürgermeisterei bisher benutzte Schulsaal wird bald für Unterrichtszwecke gebraucht werden, und es wird dann der fünfte Lehrer nicht ausbleiben, da wir jetzt schon fünf Klassen in vier Räumen mit vier Lehrern haben. Für die Bürgermeisterei muß alsdann ein neuer Raum beschafft werden. Ferner sind eine Reihe Wegebauten, die bisher wegen Geldmangel zurückgestellt wurden, dringend erforderlich; auch müssen mehrere Teile des Dorfes kanalisiert werden. Daß bei derartigen Anforderungen für die kirchlichen Bedürfnisse durchaus nicht gesorgt werden kann, ist ersichtlich, aber um so bedenklicher, als Oberstedten in der Nähe von Homburg, vor allem der Großstadt Frankfurt, den Gefahren solcher Städte für das sittliche Wohl der Bevölkerung ausgesetzt ist, während ihm die Hilfsmittel für kirchliche und soziale Arbeit an den Gemeindegliedern völlig fehlen.“

„Wir stehen in kirchlicher und sozialer Beziehung vor dem reinen Nichts.“ Mit diesem niederschmetternden Fazit unterstreicht der 28jährige Pfarrvikar die in seinen Augen große kirchliche Notlage der Gemeinde Oberstedten. Abgesehen von dem Fehlen eines funktionsfähigen Pfarrhauses moniert er die räumliche Enge und den in Teilen baufälligen Zustand des fast 200 Jahre alten Kirchengebäudes, fordert zur Verbesserung der „Armen- und Krankenpflege“ die Schaffung einer Diakonissenstelle und mahnt schließlich dringend den Bau einer Kleinkinderschule an, damit die „Beaufsichtigung und Erziehung der noch nicht schulpflichtigen Kinder“, deren Eltern „auf das Verdienen angewiesen“ seien, „gewährleistet“ werden könne. Und der von seiner Idee beseelte Geistliche beläßt es nicht bei wohlklingenden Worten, sondern ergreift unverzüglich selbst die Initiative, indem er am 1. Dezember 1907 als ersten Schritt zur Verwirklichung der umfangreichen Baupläne einen Kirchbauverein gründet, der innerhalb kürzester Zeit 230 beitragspflichtige Mitglieder zählt. Zur ersten Generalversammlung des neuen Vereins erscheinen am 22. März 1908 im Saale des Gasthauses „Zum Taunus“ etwa 400 Besucher, um sich über das geplante Kirchenbauprojekt aus erster Hand zu informieren. In regelmäßigen Abständen

werden sogenannte Familienabende veranstaltet, über deren Abläufe und Inhalte die Lokalpresse jedesmal eingehend berichtet. Wie ein solcher Abend gestaltet worden ist, mögen die folgenden Auszüge aus einem Artikel des Homburger Taunusboten verdeutlichen:

„Der hiesige Kirchbauverein hielt am 13. des Monats [13. Dezember 1908] einen Familienabend im Saale ‚Zum Homburger Hof‘ (J. Mengel) ab. Derselbe war von nahezu 600 Personen besucht. [...]. Pfarrvikar Rohr gab ein anschauliches Bild des ersten Vereinsjahres. Viel Mühe wurde darauf verwandt, die kirchliche Notlage der Gemeinde zu steuern. Emsig haben die Kinder jede Woche gesammelt [gemeint ist damit das wöchentliche Kassieren des Mitgliedsbeitrages durch die Schulkinder], so daß aus einzelnen Pfennigen 800 M zusammengetragen wurden. Daneben wurden noch die Mittel für eine Heizung und Beleuchtung unserer alten Kirche aufgebracht, da sie uns ja noch eine Reihe von Jahren wird dienen müssen. [...]. Den zweiten Teil des Abends [...] bildete ein Lichtbildervortrag über die Hauptstädte Europas, veranstaltet von den Herren Lehrern Schirg und Fey, der die Anwesenden mit den herrlichsten Städtebildern bekannt machte, um zu enden mit einem Blick in unsere Heimatgemeinde. Dieser Blick ließ uns nach all dem Schönen, das wir geschaut, an unserem alten Pfarrhaus, unserer gar zu bescheidenen Kirche unsere Bedürftigkeit so recht zum Bewußtsein kommen, um uns aber in dem letzten Bilde, das die geplanten Neubauten von Pfarrhaus, Kirche, Konfirmandensaal, Kleinkinderschule mit Schwesternwohnung in bester Beleuchtung zeigte, zu neuer Arbeit zu begeistern [...].



Evangelische Kirche zu Oberstedten. Postalisch befördert 1939.

Mit der Planung und Ausführung des ganzen Komplexes beauftragt man den aus Herborn stammenden, renommierten Architekten und Kirchenbaumeister des Konsistorialbezirks Wiesbaden, Ludwig Hofmann (1862-1933), der im Laufe des Jahres 1908 eine detaillierte Entwurfs-Zeichnung vorlegt. Da aber die Zuschüsse von Seiten des Königlichen Dekanats zu Homburg v. d. Höhe, des Königlichen Konsistoriums zu Wiesbaden und auch von staatlicher Seite ganz erheblich unter dem

erhofften Kalkulationsrahmen bleiben, muß schon bald von der Verwirklichung des Projekts im angestrebten Umfang Abstand genommen werden und man konzentriert sich fortan allein auf die Lösung der „Pfarrhausbaufrage“. Nach erneut langwierigen Bauverhandlungen wird endlich Mitte Mai 1912 auf einem Grundstück an der damaligen Homburger Straße (seit 1972 Weinbergstraße), das die Zivilgemeinde im August 1907 für diesen Zweck gekauft hat, mit dem Bau des Pfarrhauses begonnen. Mit der offiziellen Übergabe des Gebäudes an die Pfarrei Oberstedten am 14. August 1913 verfügt die hiesige evangelisch-lutherische Kirchengemeinde nach mehr als einem Vierteljahrhundert wieder über ein eigenes Pfarrhaus.

Auch die späteren Inhaber der Oberstedter Pfarrstelle haben immer wieder versucht, Veränderungen und Verbesserungen vorzunehmen. Pfarrer Dr. Rudolf Michel bemüht sich in seiner kurzen Amtszeit (1935-1938) darum, den Kirchbauverein wiederzubeleben sowie durch Renovierung und Erweiterung des Kirchengebäudes ein kirchliches Gemeindezentrum zu schaffen. Unter Pfarrer Gottfried Holzhausen (1944-1968) erhält die evangelische Kirche im Rahmen ausgedehnter Umbau- und Modernisierungsmaßnahmen, die in den Jahren 1954/55 zur Ausführung kommen, ihr im wesentlichen bis heute bestehendes äußeres und inneres Erscheinungsbild.



Evangelische Kirche 1967 mit neuem Turm.

Von den am Vorabend des Ersten Weltkriegs geplanten weiteren kirchlichen Bauten werden mit Ausnahme der Diakonissenstation nach und nach alle verwirklicht. Im Mai 1971 wird in Oberstedten auf einem gemeindeeigenen Grundstück oberhalb der Grundschule ein Kindergarten eröffnet, der nach der im April 1972 erfolgten Eingemeindung in die Stadt Oberursel in städtische Trägerschaft übernommen wird. Die evangelische Kirchengemeinde Oberstedten beteiligt sich an den Baukosten der in Fertigbauweise errichteten Einrichtung mit einem Zuschuß in Höhe von 26.000 DM. Einige Jahre später wird der Kindergarten aufgrund einer Erweiterung des Betreuungsangebotes in den

Stand einer Kindertagesstätte erhoben, die seit September 1999 den originellen Namen „Tauruswichtel“ führt. Infolge irreparabler Feuchtigkeitsschäden und vor allem wegen einer der Gesundheit der Kinder und der Erzieherinnen abträglichen Formaldehydbelastung wird der marode Bau im Mai 2002 abgebrochen und man entschließt sich, der Kindertagesstätte eine neue Heimstätte zu geben – nämlich in Sichtweite der alten auf dem Gelände der Grundschule, die zeitgleich neu im

Entstehen begriffen ist. Das derzeitige Angebot umfaßt sechs Gruppen, in welchen jeweils maximal 25 Kinder Aufnahme finden.

Mit der Einweihung des Evangelischen Gemeindezentrums („Haus Siloah“) am 8. Juli 1993 auf einem Grundstück in der Straße „Hasengarten“ wird das umfangreiche kirchliche Bauvorhaben – rechnet man die frühen Anfänge unter Pfarrer Schlag in den 1880er Jahren dazu – nach über hundert Jahren zu einem endgültigen Abschluß gebracht.

Werfen wir zum Abschluß der kirchengeschichtlichen Betrachtungen an dieser Stelle noch einen kurzen Blick auf den Werdegang der katholischen Kirchengemeinde St. Petrus Canisius. In Oberstedten bilden die Katholiken bis weit in das 20. Jahrhundert hinein eine kleine Minderheit, was ein Zahlenbeispiel aus dem Jahr 1930 eindrucksvoll belegt. Damals beträgt die Gesamtzahl der Einwohner 1711 Seelen, von denen 1621 (94,7 Prozent) dem evangelisch-lutherischen, 64 (3,7 Prozent) dem römisch-katholischen und drei (0,2 Prozent) dem jüdischen Glauben anhängen. 17 Ortsbürger (knapp 1 Prozent) gehören anderen Glaubensgemeinschaften an oder sind konfessionslos. Die 209 Schulkinder der Volksschule (207 evangelisch, 2 katholisch) werden von vier evangelischen Lehrkräften unterrichtet.

Die Betreuung der wenigen in Oberstedten lebenden Katholiken liegt seit dem 16. Jahrhundert in den Händen der zur Diözese Mainz zählende Pfarrei Kirdorf. Als kraft eines Erlasses des Mainzer Bischofs Wilhelm Emanuel von Ketteler am 19. November 1869 in Homburg eine von Kirdorf unabhängige selbständige katholische Pfarrgemeinde errichtet wird, werden die bisher zum Verband der katholischen Pfarrgemeinde Kirdorf gehörigen Katholiken der Ortschaften Gonzenheim, Dornholzhausen und Oberstedten losgelöst und der katholischen Pfarrgemeinde Homburg vor der Höhe zugeteilt. Kirchenrechtlich erfolgt diese Abtretung jedoch erst Ende 1893.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs steigt die Zahl der Katholiken in Oberstedten durch die Ansiedlung von Vertriebenenfamilien aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten sowie die Ausweisung eines großen Neubaugebiets im Eichwäldchen sprunghaft an. Solange hier keine selbständige katholische Pfarrgemeinde mit eigenem Gotteshaus existiert, pilgern viele Gläubige Sonntag für Sonntag zum Gottesdienst in die St. Marienkirche nach Bad Homburg und ab 1950 verstärkt nach Dornholzhausen, wo die Pfarrei St. Marien im Tannenwaldweg mit der längst wieder abgebrochenen St. Hedwigskapelle eine „Notkirche“ erbaut hat, die rund 400 Personen Platz bietet.

Einen Meilenstein in der jüngeren Geschichte der Katholiken Oberstedtens markiert sicherlich die im Mai 1959 von zwei holländischen Kapuziner-Patres durchgeführte sogenannte Kapellenwagen-Mission. Am „Trafohäuschen“ in der damaligen Taunusstraße (jetzt Hauptstraße) – unweit der heutigen Katholischen Kirche – finden sich regelmäßig über 100 Gläubige zu den Gottesdiensten und Predigten am dort aufgestellten Kapellenwagen ein. Dieses Ereignis läßt in der Folgezeit den Ruf nach einer eigenen Kirche in der Gemeinde lauter und drängender werden.

Das erste sichtbare Ergebnis der Mission ist die Errichtung einer neuen katholischen Kirchengemeinde in Oberstedten, die zusammen mit der gleichzeitig aus der Taufe gehobenen St. Hedwigs-Gemeinde in Oberursel bis heute einen Seelsorgebezirk

bildet. Das entsprechende bischöfliche Dekret, welches Oberstedten von St. Marien abtrennt, datiert vom 1. Dezember 1960.

Am Abend des 19. März 1961 zelebriert Pfarrvikar Franz Glitz, dem die neu gegründete Gemeinde mit Wirkung vom 16. Februar 1961 anvertraut worden ist, in der evangelisch-lutherischen Pfarrkirche den ersten katholischen Gottesdienst in Oberstedten seit über 400 Jahren. Der evangelische Pfarrer Gottfried Holzhausen, von Anbeginn an auf ein gutes Einvernehmen mit der wachsenden Schwestergemeinde bedacht, hat den katholischen Glaubensbrüdern das Angebot unterbreitet, bis zur Realisierung eines eigenen Kirchenbaus die evangelische Kirche an Sonn- und Feiertagen für gottesdienstliche Zwecke mitzubenenutzen. Dieses zur damaligen Zeit durchaus nicht alltägliche Anerbieten und die ebenfalls ganz und gar nicht selbstverständliche Annahme desselben seitens der Oberstedter Katholiken erleichtert und verkürzt letzteren, die ja bis dahin in die Nachbargemeinden ausgewichen sind, den Weg zum Altar ganz wesentlich.

Unterdessen nimmt der Plan zum Bau einer eigenen Kirche Gestalt an. Nach Klärung der Grundstücksfrage – man hat bereits am 13. Juni 1960 ein 3097 Quadratmeter großes Gelände in der Straße „Am Alten Bach“ erworben – kann Anfang August 1962 mit den Bauarbeiten begonnen werden. Die Erdarbeiten und die Fundamentierung schreiten dank des trockenen Sommers rasch voran. Am 21. Oktober 1962 wird die feierliche Grundsteinlegung der Kirche St. Petrus Canisius vollzogen.

Am 12. Juni 1963 schwebt der Richtkranz empor und ein Jahr später hat das bauliche Werk der Frankfurter Architekten Giefer und Mäckler soweit Gestalt angenommen, daß es am 4. Juli 1964 von Weihbischof Walther Kampe im Rahmen eines feierlichen Weiheaktes seiner kirchlichen Bestimmung übergeben werden kann.



Katholische Kirche auf einer Ansichtskarte von 1973

Die 16 Meter hohe, 16 Meter breite und 32 Meter lange, mit handgestrichenen roten holländischen Ziegeln verkleidete Betonkonstruktion, die in ihrem Inneren 400 Gläubigen Platz bietet, verschlingt rund 800.000 DM. Der Kauf des Baugeländes und der Bau des Gotteshauses (700.000 DM) werden von Seiten der katholischen Kirche (Bistum Limburg) finanziert, die Kosten der Innenausstattung (100.000 DM) übernimmt die katholische Kirchengemeinde Oberstedten. Hierzu ist im Juni 1961 ein Kirchbauverein gegründet worden und Pfarrer Glitz ruft zu einer Spendenaktion auf.

Am 25. Juli 1964 wird in der neuerbauten Katholischen Kirche die erste katholische Trauung nach über 400 Jahren Unterbrechung vorgenommen. Seit der Reformation, als Oberstedten zusammen mit seinem Landesherrn evangelisch geworden ist, hat es im Ort keine Eheschließungen vor einem katholischen Priester mehr gegeben.

Inzwischen hat der Zahn der Zeit sehr an dem über vierzig Jahre alten Gebäude genagt und auch die Zahl der sonntäglichen Kirchenbesucher ist entgegen der seinerzeitigen Erwartungshaltung stark zurückgegangen. Für eine teure Sanierung fehlen die nötigen Geldmittel, weshalb die katholische Kirchengemeinde in absehbarer Zukunft die Errichtung eines neuen, kleineren Gotteshauses auf dem ehemaligen Areal der umgezogenen Kindertagesstätte „Taunuswichtel“ neben der Taunushalle beabsichtigt. Die Kirche in der Straße „Am Alten Bach“ wird aus dem Ortsbild verschwinden, an ihrer Stelle sollen Reihenhäuser entstehen.

Oberstedten im August 2017
Andreas Mengel



Neu gebaute katholische Kirche (Foto 2017)